

Sonntags-Blatt

Sechswöchlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueule

der Rheinischen Volkszeitung

Redaktionsdruck und Verlag vom
Germann Rauch, Wiesbaden

Wachdruck aller Kreise verboden

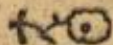
Nummer 41

Sonntag, den 8. September 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 8. Sept. (16. Sonntag nach Pfingsten):
Maria Geburt; Montag, 9. Sept.: Gregorius; Dienstag:
Nikolaus v. Tolentino; Mittwoch, 11. Sept.:
Petrus und Paulus; Donnerstag, 12. Sept.: Guido;
Freitag, 13. Sept.: Norburga; Samstag, 14. Sept.:
Kreuzerhöhung.



Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 14, 1-11.

In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines
Obersten von den Pharisäern am Sabbate
ging, um da zu speisen, beobachteten auch
sie ihn genau. Und siehe, ein wassersüchtiger
Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das
Wort und sprach zu den Gesetzeslehrern und
Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbate zu
heilen? Sie aber schwiegen. Da fasste er ihn an,
heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete
sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch,
dessen Esel oder Ochse in eine Grube gefallen,
würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage
des Sabbats? Und sie konnten ihm darauf nicht
antworten. Er sagte aber zu den Bedenken
ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die
ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen:
Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst,
so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit,
wenn etwa ein Vornehmerer als du von ihm
geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn
geladen hat, nicht komme und zu dir sage:
Mache diesem Platz! und du alsdann mit Schande
untenan sitzen müßest. Sondern wenn du geladen
bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten
Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat,
kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter
hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen,
die mit zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich
selbst erhöht, wird erniedrigt und wer sich selbst
erniedrigt, wird erhöht werden.



Dominikus und Franziskus

1. Albertus der Große und Thomas von
Aquino waren hellleuchtende Gestirne am Domini-
kanerkimel. Sie waren aber nicht die einzigen
Leuchten. Einige andere wollen wir noch erwäh-
nen. Heinrich Tauser, 1301, hatte als Prediger
und als Vertreter der Mystik einen großen
Namen. Unter Mystik versteht man jenseit
und Weise, die religiösen Wahrheiten zu behan-
deln, bei der nicht bloß der Verstand, sondern
zugleich und zumeist das Gemüt des Menschen
in Tätigkeit ist. Die Mystik will den Menschen
zur Liebe Gottes und zum Betrachten seiner
Bestimmung anleiten und ihn zur Ausübung
der Nächstenliebe anfeuern. Unter den deut-
schen Mystikern nimmt neben Tauser der Domi-
nikaner Heinrich Seuse (lateinisch Enns) den
ersten Platz ein. Er war geboren in Heberlingen
am Bodensee 1295 und trat mit 19 Jahren
in das Dominikanerkloster zu Konstanz ein. (Die-
ses Dominikanerkloster ist unter der Bezeichnung
Klosterhotel in seiner alten Schönheit noch jetzt
erhalten.) Er führte ein strenges Bistumsleben.
Und machte große Fortschritte in den Werken der
Mystik. wurde dafür von Gott in außerordent-
licher Weise belohnt. So streng er gegen sich
war, so milde war er gegen andere. Selber wurde
viele Male von unachtsamen Personen ausge-
beutet, er kam in üblen Ruf, wurde fälschlich
einer bösen Tat angeklagt und von seinen Obo-

ren in ein Kloster nach Ulm verbannt, wo er
1366 starb. Erst nach seinem Tode wurde seine
Unschuld offenbar. Als man im Jahre 1613
zufällig auf seinen Sarg stieß und ihn öffnete,
war sein Leichnam noch unverwest. Heinrich Seuse
ist der lieblichste aller deutschen Mystiker. Er
schrieb in mittelhochdeutscher Sprache, also in
der Sprache des Nibelungenliedes und des Walter
von der Vogelweide. Um unseren Lesern eine
Vorstellung von der Ausdrucksweise der deutschen
Mystiker zu geben, geben wir hier einige Sätze
aus den Werken Seuses: „Heber Mensch, täte
Leiden nicht weh, so hieße es nicht Leiden. Ino
hättest du aller Meister Kunst und aller Leute
Reichtum, das könnte dich nicht so sehr zu einem
guten Leben fördern, als du dich in deinem Leiden
Gott gänzlich geben kannst und lassen. Denn wer
da richtig wägen könnte Zeit und Ewigkeit, der
sollte lieber hundert Jahre in einem feurigen
Ofen liegen wollen, als daß er des mindesten
Lohnes um jedes mindesten Leidens willen ent-
behre in Ewigkeit. Denn alle Zeit hat ein
Ende, aber die Ewigkeit ist ohne Ende. Leiden ist
vor der Welt ein Abscheu, aber vor Gott eine
unermessliche Würdigkeit. Leiden ist des göt-
lichen Bornes Bisherin und der Guld Gottes
Erkerberin. Leiden ist ein verborgenes Gut, das
niemand bezahlen kann; Leiden mindert Sünde
und mehrt Gnade. Jener Mensch muß gänzlich
verlassen werden von allem Troste, dessen sich
Gott will herzlich annehmen. Leiden erhält den
Menschen in Demut und lehrt Geduld. Leiden
ist eine Bäterin der Reinheit und bringt die
Krone der ewigen Seligkeit. Wer in der Zeit ist
ohne Leiden? Wahrscheinlich, niemand auf Erdbreich.
Wie hoch die Schloßer und wie weit die Städte
sind, sie vermögen ebensomenig etwas dagegen
wie Purpurmantel und bunte Kleider.“

Der Dominikanerorden zählt bis heute bei
4000 Gelehrte; bis zum Jahre 1824 wies er
vier Päpste, 60 Mardinale, gegen 2136 Bischöfe,
460 Erzbischöfe auf. In Preußen haben wir
Dominikanerkloster in Düsseldorf, Köln, Berlin,
Münchhausen bei Datteln, ebenso in Weich (Ob-
denburg). In Wiesbaden hat vor mehreren Jah-
ren P. Bonaventura, ein Dominikaner aus dem
Berliner Kloster, in der Bonifatiuskirche Predi-
gen gehalten. Von da wird das Dominikanerkleid
den Deutschen noch bekannt sein. Beim Messlesen
ist ein Dominikaner daran zu erkennen, daß er
bei der Opferung die Hostie zugleich mit dem
Kelche opfert und gleich nach der Wandlung
mit weit ausgebreiteten Armen betet.

Unter den Geancern der Kirche erregt das
Wort Dominikaner stets einen gelinden Schrecken,
weil sie dann an den spanischen Großinquisitor
Torquemada denken, der in ihren Köpfen als
grausamer Folterer und blutdürstiger Wüterich
fortlebte. Was hat es damit auf sich? Unter dem
Staatskirchentum des Mittelalters bildete sich in
der Rechtspflege die Inquisition aus. Sie
ist aufzufassen als eine von den Päpsten unter
Mitwirkung der weltlichen Regierung getroffene
Einrichtung, über die Heinerhaltung des Glau-
bens zu wachen, auf Irrtümern zu fahnden
und zu ihrer Beseitigung die beiden Mittel der
Belehrung und der Strafe anzuwenden. Paps
Gregor IX. ernannte 1239 zu Inquisitoren die
Dominikaner. Die Aufgabe der Inquisitoren be-
stand darin, die Anlagen auf Untergrabung und
Gefährdung des Glaubens zu untersuchen, über
Schuld oder Unschuld zu entscheiden, die Irren-
den mit der Kirche auszusöhnen und die hart-
näckigen Häretiker dem weltlichen Richter mit
der Bitte zu übergeben, daß mit dem Schuldigen
milde Verfahren werden möchte. Bei dem viel
strengeren Rechtsverfahren früherer Zeiten wurde

dabei auch die Folter angewandt. Hier und da
nahmen die Ketzer auf den Scheiterhaufen. Der
christliche Staat betrachtete jede Fälschung des
Glaubenslehre als einen Angriff auf die höchsten
Güter der Menschheit, auf den christlichen Staat
selbst, und bestraft demgemäß dieses Vergehen
wie ein Verbrechen des Hochverrats. Im Jahre
1478 wurde die Inquisition auch in Spanien
eingeführt. Hier war sie noch mehr als in Ita-
lien, Frankreich und Deutschland ein Gemisch von
Staats- und kirchlicher Einrichtung. In Spanien
war die Inquisition zunächst gegen die verlassenen
Juden (Maranos) und die heimlichen Muhamme-
daner (Moriscos) gerichtet, die wirklich eine Ge-
fahr für den Staat waren, dann aber auch
gegen viele andere Verbrechen, die nach den
Weisungen König Ferdinands vor den Gerichten
hof der Inquisition gezogen wurden. Nach un-
seren heutigen Vorstellungen waren die Urteile
und überhaupt das ganze Gerichtsverfahren der
spanischen Inquisition von Härte begleitet. Die
Hälfte ihrer Opfer ist aber vielfach übertrieben
worden. So wurde im Jahre 1488 unter 700
Angeklagten und bald darauf unter 900 kein
einziger hingerichtet. Die Protestanten müssen
in diesem Punkte ganz ruhig sein. Die Refor-
matoren haben sich von den Mächtern der Inqui-
sition um nichts unterschieden. Schon im Jahre
1530 lehrte Luther und mit ihm Melancthon,
daß man die Wiedertäufer mit dem Schwerste
strafen müsse. Derselben Meinung war Calvin
in Genf, der sagte, die Ketzer müßten mit dem
Schwerste bestraft werden. In Sachsen hat der
protestantische Richter Benedikt Carpzov
(1666) in 40 Jahren bei 20000 Todesurteilen
mitgewirkt, darunter waren viele Ketzerprozesse.
Da verschwindet der spanische Torquemada mit
seinen Opfern vollständig. Die Todesstrafe wurde
bei den Protestanten verhängt über Keterei,
Gotteslästerung, Bexerei, Diebstahl, Ehebruch u. a.
Für Gotteslästerung zählte Luther sogar die
Leugnung eines Artikels aus dem protestanti-
schen Glaubensbekenntnis. In England sind Hunderte
von Katholiken um ihres Glaubens willen ge-
vierteilt worden. Alles das ist beklagenswert
und gereicht keinem Teile zur Ehre. Will man
aber nicht ungerecht sein, so darf man die Vor-
gänge nur aus dem Geiste ihrer Zeit erklären.

Seit Jahrhunderten hat der Dominikaner-
orden seine Predigtstätigkeit auch auf die Becon-
missionen ausgedehnt, und manche Mission der
Heberlee ist mit seinem Schwelke und auch sei-
nem Blute getränkt. Die deutschen Dominikaner
haben als Missionsgebiet eine Provinz Sines
übernommen und wirken dort mit Ausdauer und
Treue.

2. Der Frauenorden der Dominikane-
rinen verdankt seinen Ursprung jenem Insti-
tut, das der hl. Dominikus zu Prouille für
solche Mädchen gegründet hatte, die in Gefahr
waren, dem häretischen Unterrichte in die Hände
zu fallen, wie wir das vorige Mal bereits er-
wähnt haben. Hier haben wir also dasselbe, was
unsere Diasporaväter in Norddeutschland einge-
richtet haben, Kommunitätenanstalten, oder
Schulen, die eine Zeilang von den Kindern
besucht werden, die infolge ungünstiger Familien-
verhältnisse, oder an schwer erreichbaren Orten
wohnen und nicht in der Lage sind, katholischen
Religionsunterricht zu empfangen, und deshalb
in Gefahr sind, dem katholischen Glauben ver-
loren zu gehen. In unserer Diözese gibt es keine
Dominikanerinnen, doch ganz an der Grenz-
in Wiesbaden bei Ehrenbreitstein (Mutterhaus),
ebenso in Moselweis bei Koblenz, mit mehrerer
Filialen in anderen Diözesen. Ebenso sind in
den meisten bayerischen Diözesen solche Frauen-

Klöster. Meistens sind das aber nicht Klöster des zweiten Ordens der Dominikaner, also mit denselben strengen Regeln wie beim ersten Orden (Männerorden) und mit strenger Klausur, sondern sie sind aus dem sog. dritten Orden entstanden. Der dritte Orden der Dominikaner ist dasselbe wie der dritte Orden der Franziskaner, über den wir später ausführlich reden werden, und ist vom hl. Dominikus für die Weltleute gegründet worden, die in der Welt und auch in der Ehe leben, aber doch gewisse Regeln der Vollkommenheit beobachten wollen. Die männlichen Mitglieder verpflichteten sich, — wenigstens nach der alten von Dominikus aufgestellten Regel — Gutes und Böses für die Sache der Kirche einzusehen und mit den Waffen gegen die Ketzer in den Krieg zu ziehen, während die weiblichen Mitglieder für das Waffenglied der männlichen beten mußten. Diese Verpflichtungen sind natürlich sehr gegenstandslos und schon längst in andere zeitgemäße umgeändert worden.

Aus dem weiblichen dritten Orden hat sich mit der Zeit eine Einrichtung entwickelt, in der die Mitglieder gemeinschaftlich in Klöstern leben und ein Ordenskleid tragen. Das Ordenskleid ist weiß wie beim zweiten Orden, aber die Regeln sind gemildert, namentlich besteht nicht die strenge Klausur (die den Verkehr mit Weltleuten fast ganz verbietet oder sehr erschwert). Zu diesem dritten Orden gehört auch das Kloster der Dominikanerinnen in Arenberg, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Caritas bemerkenswert hervorgetreten sind durch die Ausbildung von weltlichen Krankenpflegerinnen für jene ländlichen Gemeinden, die keine barmherzigen Schwestern haben.

Mitglieder des regulierten dritten Ordens waren auch die große hl. Katharina von Siena († 1380), die hl. Katharina von Ricci und die hl. Rosa von Lima, die erste Heilige Südamerikas.

3. Franziskus, der Stifter des Franziskanerordens, war ein Zeitgenosse des hl. Dominikus. Beide Männer waren innig befreundet und keiner neidisch auf die Erfolge des anderen, wie das bei Heiligen ja auch selbstverständlich ist. Franziskus war der Sohn eines Kaufmanns zu Assisi in Umbrien, der Heimat vieler gottbegeisterten Heiligen, Dichter und Künstler. Er war 1182 geboren (Dominikus 1170) und sollte wie sein Vater Kaufmann werden. Als Jüngling führte er ein leichtes, flottes, aber durchaus ehrbares Leben. Wegen die Armen zeigte er stets Mitleid und Güte und teilte an sie aus, was er nur aufreiben konnte. Er trat in Kriegsdienste, wurde gefangen und kam in längere Kerkerhaft. Das brachte ihm auf andere Gedanken. Als er eine Predigt hörte und das Wort vernahm, wie die Apostel ohne Gold noch Silber, ohne Stab noch Tasche hinausgingen, da rief er aus: Das ist es, was ich suche. Sofort entledigte er sich aller Habe und trat in ärmlicher Kleidung als Bußprediger auf. Die Armut nannte er seine „Braut, so schön und edel und reich, daß ihr keine andere gleichkommt auf Erden.“ Das Leiden Christi war der stete Gegenstand seiner Betrachtung. Auf sein späteres Erbe verzichtete er, und selbst arm, gab er sich dem Dienste der Armen und Kranken hin. Freuden und Ehren kamen ihm jähmal und verächtlich vor, dagegen erblickte er in allen Geschöpfen, die er seine Brüder und Schwestern nannte, die alles tragende, durchdringende, allgegenwärtige und allwirksame göttliche Liebe. Ganze Nächte und Tage brachte er im Gebete zu. Sein Lieblingsaufenthalt war das eine halbe Stunde von Assisi entfernte Portiunkula-Virchlein, das er von gesammelten Almosen herstellte. Hier vollzogen sich die bedeutendsten Ereignisse seines Lebens, hier betete er und wohnte der hl. Messe bei, — er selbst war kein Priester und hat auch nie eine Weihe empfangen, — hier legte er den Grundstein für seinen Orden, hier starb er.

Franziskus war ein getreues Abbild des Charakters Christi. Namentlich zeichnete ihn eine werktätige Nächstenliebe aus. Seine Sanftmut, seine Milde, Seiterkeit, seine Mäßigkeit im Tadel und seine Veröhnlichkeit bei Beleidigungen gewannen ihm alle Herzen. Sogar die wilden Tiere schienen in seiner Nähe alle Wildheit abgelegt zu haben. Der reißende Wolf von Al-

vernia folgte dem Heiligen wie ein Lamm. Es war, als ob das paradiesische Verhältnis zwischen Mensch und Tier wieder hergestellt sei. Gegen sich selbst war er streng. Spott und Hohn bei den Menschen zu ernten, war ihm eine Freude. Einem Leibe gönnte er nur die dürftigste Nahrung und Kleidung. Voll glühender Gottesliebe, die die Triebfeder seines ganzen Seins und Wirkens war, ging er in die Missionen zu den Türken, um hier als Märtyrer zu sterben. Die zwei ersten Reisen verliefen ergebnislos. Bei der dritten kam er wirklich bis zum Sultan, der ihn aber mit hohen Ehren entließ. Gott wollte offenbar nicht seinen Märtyrertod. Tagegen wurden später fünf seiner Genossen in Marokko in den Tod geschickt, und Franziskus frohlockte über das Glück seiner geistigen Söhne. Gott der Herr zeichnete seinen treuen Diener aus, er verlieh ihm die Gabe der Wunder und als außerordentliche Auszeichnung die heiligen fünf Wundmale. Das war zwei Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1224. Das Vorhandensein der Wundmale ist eine Tatsache, die geschichtlich erwiesen ist, von zwei Päpsten bestätigt wurde und in der katholischen Kirche Gegenstand eines eigenen Festes ist. Der schöne Tod des hl. Franziskus erfolgte 1226 im Virchlein Portiunkula. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich demütig auf den Boden legen, sprach zu seinen Brüdern die letzten Worte und Ermahnungen, richtete seinen Blick gen Himmel, legte dann seine rechte Hand auf die Seitenwunde und starb mit den Worten: „Führe aus dem Kerker meine Seele.“ zur Zeit als eben die Sonne unterging, im Alter von nur 47 Jahren.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Hypnotismus und Aberglaube XI.

W. v. Humboldt sagt: „Lieblichen Genuß der Phantasie rechne ich zu den schönsten, die den Menschen gegeben sind und in dieser Rücksicht ziehe ich ihn in der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas Hörend eintreten, jener aber nähert sich den Ideen; und das Größte und Schönste, was Menschen zu erkennen imstande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen.“ Ja, die Phantasie und das Gedächtnis sind es, welche die Reichtümer der Vergangenheit zu unserer Gegenwart und zu unserer Freude vor unseren Geist hinzubringen. Welches ist nun der Einfluß der Hypnose in bezug auf Gedächtnis und Phantasie?

Naturgemäß ist dieser Einfluß ein großer; denn die Suggestion wendet sich unmittelbar an die Phantasie. Ihre eigentümlichen Wirkungen auf diesem Gebiete sind die Halluzinationen oder Sinnesvorspiegelungen. Diese lehnen sich an alle Arten der Sinneswahrnehmungen an.

Dr. Moll versichert: „Ich erzeuge allein durch Suggestion, auch ohne jeden äußeren Reiz, die Gehörshalluzination des Klavierspielens.“ Woß durch Suggestion (Beredern) wird also erreicht, daß der Hypnotisierte das schönste Klavierspiel hört, obwohl in der ganzen Umgebung nicht gespielt wird. Weiter erzählt Dr. Moll: „Einer Person rede ich vor, sie habe ihre Füße in Eis stecken. Sofort entsteht ein lebhaftes Frostgefühl. Sie zittert, klappert mit den Zähnen, hüllt sich fest in den Rock ein. Selbst Gänsehaut kann eintreten bei der Suggestion eines kalten Bades. In gleicher Weise wird Jucken erzeugt. So sagte ich z. B. in der Hypnose einem Herrn: „Morgen um drei Uhr wird ihre Stirne jucken.“ Sie juckt so stark, daß er sich fortwährend kratzen muß.“

Besonders merkwürdig sind die Beispiele von Gesichtshalluzinationen. Abbé Meric erzählt: „Ich sagte zu der hypnotisierten Person: „Sobald Sie erwachen, werden Sie auf dem Stuhle am Seitentische einen Dankschreiben mit zwei Hödern und einem großen Gute sehen.“ Wie sie aus der Hypnose erwacht, bricht sie plötzlich in ein lautes Gelächter aus. Sie steht auf und lacht, daß ihr die Tränen übers Gesicht herunterrollen. „Worüber lachen Sie denn?“ frage ich. Sie antwortet: „Sehen Sie ihn nicht?“ und fährt

fort, hellauf zu lachen. „Was sehen?“ — „Dort auf dem Stuhle in der Ecke.“ Vor lauten Lachen ist sie unfähig, den Satz zu vollenden. Ich wiederholte die Frage und sie zeigte mir den Dankschreiben ihrer Phantasievorstellung.“

Professor Forel schreibt: „Ich habe oft folgendes Experiment gemacht. Zu einem Fräulein in der Hypnose sage ich, sie würde nach dem Erwachen zwei schöne Weilschen auf ihrem Schoße finden; sie würde mir das schönere geben. Ich legte aber nur ein Weilschen auf ihren Schoß und weckte sie auf. Sie sah zwei Weilschen auf ihrem Schoße; das eine sei heller und schöner als das andere, sagte sie und reichte mir den Zipfel ihres weißen Taschentuches, das wirkliche Weilschen für sich behaltend. Ein anderes Mal sagte ich ihr in der Hypnose, sie würde nach dem Erwachen drei wirkliche, wohlriechende Weilschen auf ihrem Schoße finden, alle drei mit deutlich fühlbaren Stiel und Blättern. Ich legte aber nur ein Weilschen hin. Nachdem die Hypnose vollständig wach war, behauptete sie, es lägen drei schöne Weilschen auf ihrem Schoße. Auch als ich sie darauf aufmerksam machte, es könnten vielleicht suggerierte Weilschen sein, behauptete sie, es seien alle drei wirkliche Weilschen und dabei hielt sie in der einen Hand Luft, in der anderen Hand das wirkliche Weilschen.“

Ein Assistenzarzt an der Salpêtrière zu Paris, Namens Binet, berichtet: „Wir redeten einer Dame in der Hypnose ein, sie werde nach dem Erwachen einen der Umstehenden — Herrn X. — nicht mehr sehen, wohl aber hören. Als sie erwachte, stand Herr X. vor ihr; sie schaute nie nach ihm. Er streckte seine Hände nach ihr aus; sie machte keine erwidende Bewegung, sondern blieb ruhig in dem Sessel sitzen, in dem sie aufgewacht war. Wir saßen an ihrer Seite und warteten auf den weiteren Verlauf. Nach kurzer Zeit äußerte die Dame ihr Erstaunen, X. nicht zu sehen und fragte, wo er geblieben sei. Wie antworteten, er sei ausgegangen und fügte bei, sie selber möge nun auch auf ihr Zimmer zurückkehren. Die Dame erhob sich und näherte sich der Türe. Als sie ihre Hände nach dem Griff ausstreckte, stieß sie gegen Herrn X. Sie versuchte weiter zu gehen. Da sie aber unerklärlichen Widerstand findet, wird sie furchtsam und weigert sich, wieder zu der Türe zu gehen. Wir nahmen nun einen Hut, der auf dem Tische stand und zeigten ihr denselben. Sie sieht ihn an und berührt ihn. Wir setzten Herrn X. den Hut auf den Kopf. Die Dame schien zu glauben, daß er in der Luft schwebte. Ihr Erstaunen erreichte den Höhepunkt, als Herr X. den Hut vom Kopfe nahm und mit demselben sie mehrere Male nacheinander grüßte. Sie sagte, das sei ein Mechanismus und der Hut sei jedenfalls an einem Faden aufgehängt. Sie stieg auf einen Stuhl, um den Faden zu finden.“

Das Gedächtnis kann durch die Hypnose in verschiedener Weise beeinflusst werden. Sehr oft ist in der Hypnose für die Vergangenheit ein bedeutend stärkeres Gedächtnis vorhanden, so daß der Hypnotisierte sich an Vergangenes erinnert, von dem er im wachen Zustande keine Ahnung mehr hatte. Nach dem Erwachen ist meistens für das, was in der Hypnose sich ereignet hat, absolut kein Gedächtnis vorhanden; jedoch gelingt es geschickten Hypnotisatoren, das selbe wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Es kann in der Hypnose erreicht werden, daß die Person sich nachher an etwas erinnert, was gar nicht vorgekommen ist, sowie auch, daß sie sich nicht mehr erinnern kann an das, was sie sonst gut weiß: Einem Herrn wird in der Hypnose gesagt: „Sie wissen doch genau, daß wir vorher gemeinsam ein kräftiges Abendessen genossen und einige Flaschen guten Weines getrunken?“ (Natürlich nicht wahr.) Der Herr bejaht es. „Sie werden sich auch nach dem Erwachen genau daran erinnern.“ — Nach dem Erwachen behauptet er, Abendessen und Wein seien vorzüglich gewesen; noch jetzt sei sein Magen voll und sein Kopf berauscht. Einem Fräulein, das gut französisch sprach, wurde in der Hypnose gesagt: „Sie können kein Wort französisch mehr bis ich es Ihnen wieder eingebe“ und die Arme konnte sich der französischen Sprache nicht mehr bedienen, bis ihr diese Suggestion wieder weggenommen wurde.

Der Tyrann

Von Alfred Hausnecht.

Nachdruck verboten

Heinz Fürstenberg stand mitten im Zimmer; stand gravitatisch wie ein philosophierender Storch und blies aus seiner nicht sonderlich kleinen Sakentase in die Luft Rauchschwaden, die er in tiefen, behaglichen Zügen aus seiner Zigarre zog.

Frau Mia — seine junge Frau — lag in einem Sessel und wippte nach Backfischart mit dem Fuße.

Das Ehepaar war guter Laune, ein Zustand, in dem sich Heinz Fürstenberg immer, Frau Mia meist befand. Und wenn die beiden jungen Menschen nicht gut gelaunt gewesen wären, dann mühte man das als absonderlich bezeichnen. Denn wenn man kaum ein halbes Jahr verheiratet ist und nicht bei der Wahl seines Ehegesponses ein Ehegespenst erwischt hat, dann ist man es sich und seiner Verwandtschaft schuldig, daß man es glaubt, man sei glücklich.

Aber Heinz Fürstenberg stand mitten im Zimmer, stand gravitatisch wie ein philosophierender Storch, zog an seiner Zigarre und blühte dann verquält den Rauchschwaden nach.

Frau Mia stellte fest, während ihre Blide ihren Eheherrn zärtlich umschwebelten, daß Heinz eigentlich ein recht statlicher Mann sei. Das mit rotem Schirm verhängte Bild der Gastrone lag wie ein geauchter Nebel auf Heinzens dunkelblondem Scheitel, zeichnete scharfe Schatten in sein energisches Gesicht und zündete in seinen großen Augen zwei glimmende Funken an.

Und das kleine Fräulein dieses statlichen Mannes, Frau Mia, folgerte, daß es schon immer viel Geschmach entwickelt habe und überhaupt ein kluges, sehr geschicktes Mädel sei; aus diesen die Eitelkeit streichelnden Erwägungen heraus sprach es seinen Mann an:

„Heinz — Männer!“, flötete Frau Mia.

Aber Männer ließ sich in seiner philosophischen Pose nicht hören, wandte nur den Kopf zu seiner Eheherrscherin und blinzelte sie durch den Zigarrenqualm hindurch an. —

„Heinz!“ Nochmals ertönte Frau Mias Stimme; diesmal freilich eine Kleinigkeit anders. Anstatt des lodenden Liebesruses schwang jetzt im Ton ihrer Stimme ein Forderer, ein fragliches Erstaunen. Und im gleichen Augenblick beschloß sie — beleidigt zu sein.

Und sie hatte ein Recht dazu, ein gutes Recht aus mancherlei Gründen. Einmal haben die Frauen meistens, die jungen Frauen immer Recht; das ist selbstverständlich. Und dann, was war das für eine Art, sich stumm wie eine Bildsäule ins Zimmer zu stellen; was war das für eine Art, mit den dummen Zigarren das schöne Zimmer zu veräunern.

Und durch das viele Zigarrenrauchen sich an der Gesundheit zu schädigen.

Und die Gardinen waren auch schon wieder ganz schwarz, und die Waschfrau wurde immer teurer.

Ueberdies hatte Frau Elly — Mias Freundin — es gestern, als sie auf eine Tasse Kaffee bei Fürstenbergs vorsprach, gesagt: die Männer seien eigentlich alle Egoisten, ja man könne sagen, Tyrannen. Und man müsse sie sich mit viel Geduld und Energie erst „ziehen“, und damit könne man nicht zeitig genug anfangen. Da hatte das neugeborene Fräulein sehr lehrbegierig aufgehört und diese Weisheit der Freundin im Herzen bewahrt. —

Während Frau Mia ihr reizendes Schmollmündchen aufstellte, beruhigte sie ihr ein wenig pochendes Herzchen damit, daß sie zehnmal recht habe, beleidigt zu sein. Und wenn man überhaupt darüber nachdenkt, dann hat man noch vielmals mehr recht.

Heinz Fürstenberg aber stand noch immer stumm mitten im Zimmer, stand gravitatisch wie ein philosophierender Storch und blies Rauchschwaden in die Luft; und aus seinen lustig funkelnden Augen sprühten tausend Schalkteufelchen sein junges Weib an. —

Da mußte sich Frau Mia wiederum sagen: er ist ein statlicher Mann und überdies ein lieber Kerl.

Trotz dieser doch recht erfreulichen Erkenntnis seufzte Frau Mia schwer auf — so schwer, daß ihr Mann besorgt zu ihr trat.

„Ist Dir nicht gut, Kleines?“

„O bitte, laß Dich nicht stören.“

Gemessen, abweisend, gequält klang es; dazu lehnte das Schmollmäulchen ein leidendes Gesicht auf.

Heinz Fürstenberg legte die Zigarre beiseite, bockte sich zu seinem Weibchen auf die Sessellehne und musterte besorgt Mias Gesicht, indem er seinen Arm um ihre runden Schultern legte.

„Bist Du was, Mia?“

Aber Frau Mia sagte nichts; sie schloß die Augen, ließ es sich mit wohligen Begehnen gefallen, daß Heinz sie umsorgte und betreute. Und sie gestand sich, daß er doch lieb zu ihr war, am liebsten hätte sie ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Da mußte sie aber daran denken, daß ihre Freundin gesagt hatte, man müsse sich die Männer erst „ziehen“, und sie bekämpfte tapfer die sie durchwallende Zärtlichkeit und beschloß, mit der Dressur gleich heute abend, gleich jetzt anzufangen. Dann machte sie sich aus seinem Arme los.

„Bitte, laß Dich nicht stören! Ich scheine für Dich überhaupt nicht mehr da zu sein. Hinter Deinen Zigarren muß natürlich Dein Weib zurückstehen.“

Und kaum hatte sie das gedacht, da bekam sie Angst vor ihrer eigenen Courage; mit heimlichem Bangen betrachtete sie ihren Gatten, der sich mit ernstem Gesicht von der Sessellehne erhob.

„Mia, ich finde Dich heute abend — sonderbar.“

Sein fahler Ton ernüchterte sie vollends. Jetzt hätte sie ihn gerne wieder angelacht, aber er sah gar nicht mehr zu ihr hin, ging mit seinem festen, ruhigen Schritt zur Tür und suchte sein Arbeitszimmer auf.

Borntränen traten Frau Mia in die Augen.

Da kam Heinz schon wieder und hatte eine Zeitung in der Hand.

„Mia, Du entschuldigst wohl; ich will noch schnell das Abendblatt durchsehen!“

Mit jener ruhigen Sachlichkeit, die ihr schon immer so gefallen hatte, die sie aber gerade heute abend nicht an ihm leiden mochte, sagte es Heinz Fürstenberg und setzte sich in einen Sessel, während er die Zeitung ruhig ausbreitete und dahinter verschwand.

Frau Mia hatte sich aufs Sofa gesetzt und schaute unausgesetzt zu ihm hinüber.

Er kümmerte sich gar nicht um sie.

Mit ihrer weißen, zierlichen Hand strich sie spielend über den Nisch des Bezuges. Sie wußte, das tragende Rascheln machte ihn nervös; aber sie wollte ihn nervös machen. Aufsehen sollte er von seiner dummen Zeitung, und dann würde sie ihn ganz lieb anlachen, und das rosiges Bäumlein wollte sie ihm spitz zwischen den weißen Zähnen herausschrecken — obwohl man das eigentlich nicht tun darf. —

Und dann würde er die Zeitung fortwerfen, und sie würde sich auf seinen Schoß setzen und sich von ihm küssen lassen. Ins Ohr würde sie ihm flüstern, daß er ein böser Mann sei und daß sie ihn trotzdem lieb habe. Dann würde er „Kleine Mia“ zu ihr sagen — leise und zärtlich; und sie würde ganz, ganz glücklich sein, so glücklich, daß man beinahe weinen muß vor jubelnder Glückseligkeit. —

Aber Heinz Fürstenberg dachte gar nicht daran, von seiner Zeitung aufzusehen. Einmal meinte zwar Frau Mia, Heinz hätte einen kurzen Blick über den Rand des Blattes geworfen. Aber dann hatte er schnell wieder weggeblitzt. Sie sah nur, wie es um seine Augenwinkel lustig zuckte.

Ganz besinnlich saß Frau Mia das Kissen, das in der Sofaecke lag und das sie ihm einst gestiftet hatte, da sie noch seine Braut gewesen. Seine Braut: mit zärtlicher Inbrunst dachte sie sekundenlang nur den einen Gedanken: seine Braut.

Da — ein Reißen von Papier, ein weicher Aufschlag! Frau Mia hatte ihrem Gatten das Kissen in die Zeitung geworfen. „Du Schlingel, Du böser“, lachte sie ihr glodenhellsten Mädchenschlachen, sprang auf und fiel Heinz um den Hals.

„Hilfe, Hilfe!“ schrie der lachend mit hoher, gekünstelter Stimme. Dabei schlang er seinen Arm um Mia und zog sie fest, ganz fest an sich.

„Bist Du wohl nicht so lärmend, Du böser Mann!“ flüsterte Mia und preßte ihm die kleine Hand auf den lachenden Mund, während er von neuem „Hilfe“ rief — immer und immer wieder rief mit hoher, gekünstelter Stimme.

„Aber Mäune, was sollen denn die Leute denken, wenn Du so lärmst!“

Er lachte immer noch sein leises gutes Lachen und neckte dann: „Hab nur keine Angst, kleine Mia, daß unsere Kinder aufwachen!“

Da schob Frau Mia heiß das Blut ins Gesicht, schluchzend vor Glück darg sie ihr glühendes Köpfchen an seiner Brust und flüsterte:

„Kuh, Du Böser, Du ganz Schlimmer, Du Dieb!“

Während drinnen das reinste Glück mit goldenen Fittigeln durch das Zimmer schwebte, stand Minna, das „Mädchen für alles“, horchend an der offenen Küchentür.

Hatte da nicht jemand um Hilfe geschrien?

Das mußte doch die Stimme der gnädigen Frau

gewesen sein; fremd hatte sie geklungen und schrill; aber es war ihre Stimme.

Und jetzt war es still da drinnen, ganz still. — Bedrückend still. —

Da tat die treue Minna, die schon bei Mias Eltern zehn Jahre in Diensten gestanden und Mia noch in kurzen Abden gekannt hatte, da tat die alte treue Minna etwas, was sonst nicht ihre starke Seite war: sie dachte nach; untersuchte angestrengt, was der Hilferuf zu bedeuten haben müsse. Plötzlich schossen der treuen Seele die Tränen in die Augen.

Er hatte ihr etwas zuleide getan!

Wie ein lähmendes Erschrecken kam es über sie, diese böse Erkenntnis. —

Und in derselben Nacht saß Minna in ihrer Kammer und malte mit ungelenten Zügen einen Brief an die Mutter von Frau Mia! Daß sie die Feder ergreifen müsse und so weiter, daß der Urlaub kein fröhlicher sei, daß der junge Herr dem gnädigen Fräulein — das Wort Fräulein strich sie die wieder aus und malte dafür „Frau Mia“ — Gewalt antue, für die Frau Professor gesagt habe: Minna, was auf unser Kind an! Daß „unser Kind“ schreie, daß die Nachbarschaft zusammenlaufe, das könne bloß wegen Mißhandlung sein; der Ehestand fange gut an, womit sie verbleibe und so weiter.

Dann noch die Kusschrift auf den Briefumschlag. Zur mitternächtlichen Stunde schlich die treue Minna nach dem Diebstahle an der Ecke und warf das Erzeugnis einhändiger harter Selbstarbeit mit einem befriedigten Seufzer in den Kasten.

Und als sie dann, mit Sorgen um ihren Liebling beschwert, in ihre Kammer zurücktrat, murmelte sie allerlei von den bössartigen Männern, die erst so tun könnten, als ob sie Engel wären, und schloß mit der befriedigenden Erkenntnis, wie glücklich sie sei, daß sie sich mit keinem Manne abzuquälen brauche, ein.

Mit den Augen eines Postzeitschaffers, mit den gleichen, großen finster forschenden Augen, betrachtete die treue Minna am anderen Morgen den Hausherrn und dachte mit Genugtuung daran, daß sie gestern in verschwiegener Nacht dem Tyrannen das Handwerk gelegt habe. Denn Frau Professor, Mias Mutter, würde natürlich sofort kommen und nach dem Rechten sehen und dem sauberen Herrn Schwiegersohn den Kopf zurechtlegen, und zwar gehörig, denn Frau Professor war eine energische Dame, das wußte Minna aus zehn-jähriger Praxis. —

Und Frau Professor Müller kam, kam nicht allein, sondern schleppte ihren Gatten mit. Unerschöpflich war auf der Eisenbahnfahrt ihr Redestrom gewesen. Immer und immer wieder hielt sie dem Professor Minnas Brief unter die Nase und klagte:

„Unser armes, unglückliches Kind, unsere kleine Mia!“

Und dann flocht sie in den Redestrom wieder einen kleinen Tränenerguß ein, so daß das kleine Epikentüchlein schon ganz durchweicht war.

„Aber, liebe Frau“, wagte schließlich Professor Müller einzuwenden, „wir wissen ja noch gar nichts Näheres. Eigentlich ist Minnas Brief doch nicht ganz klar. Kleine Auseinandersetzungen gibt es einmal in jeder Ehe. Heinz ist meines Erachtens ein viel zu vornehmer Charakter, als daß ich ihm zutraute, er könne brutal werden!“

„So — ? — Also er kann nicht brutal werden, der saubere Herr Schwiegersohn; er kann es einfach nicht. Das ist ja großartig“, sprudelte Frau Professor Müller heraus.

„Aber, liebe Frau, wer sagt denn, daß er es überhaupt nicht kann. Ich meine nur, wir wollen unsere Entrüstung aufsparen und niemand Unrecht tun, bevor wir nicht den wahren Sachverhalt kennen.“

„Ihr Männer seid doch zu gerechtigkeitsliebend, wenn es gilt, Euch gegenseitig zu entschuldigen. An Dein Kind, an Dein Fleisch und Blut, denkst Du dabei natürlich kaum.“

Professor Müller kühlte kein Bedürfnis, das Gespräch in dieser Weise fortzusetzen. „Maria, tu mir den Gefallen und sei nicht so heftig. Du weißt ganz genau, daß ich unglücklich wäre, wenn das alles stimmen würde, was Minna schreibt und Du aus dem Briefe herausliest. Der Gedanke, daß unserer kleinen Mia etwas zuleide geschehen sein sollte, ist mir unerträglich. Aber sag doch selbst: Heinz Fürstenberg hat über zwei Jahre in unserem Hause verkehrt, ehe er unser Schwiegersohn wurde und um unser Mädel anhielt. Hat er sich nicht stets als Ehrenmann von gediegenes Charakter erwiesen?“

„Na, siehst Du, fuhr der Professor in seiner abwägenden ruhigen Art fort, „siehst Du, Maria, in zwei Jahren lernt man doch einen Menschen in

etwa kennen nicht wahr? Wir haben uns immer über Heinzens Sprichwort gefreut: „Kavaller, bleibt Kavaller“. So kann er doch plötzlich seine kleine Frau, die er doch wirklich sehr lieb hat, nicht anders behandeln, wie es sich für einen Ehrenmann geziemt.“

Und dann huschte ein schallhaftes Lachen um Müllners Mund, daß sein schon etwas grau melierter Vollbart lustig zuckte, als er seine Worte damit schloß:

„Wenn übrigens Mia so ähnlich sich im Ehestand entwickelt wie weiland ihre Frau Mutter, dann muß er sich zunächst gehörig auf die Hinterbeine setzen, um nicht unter den Pantoffel zu kommen. Stimmt's Mithras?“

Und lächelnd streckte er seiner Frau beide Hände hin, die diese ergriff und dabei wie ein Vackfisch erröthete.

„Nicht hast Du, Vater. Wir wollen abwarten und dann urtheilen. Es ist doch was wert, wenn man so einen ruhig und sachlich denkenden Schulmeister zum Manne hat.“

Draußen flogen die Telegraphenstangen in vollem Tanz an den breiten Schnellzugseisenbahnen vorbei. Professor Müllner ließ seine Augen schweißstrunken in die Landschaft schweifen. Frau Maria aber lehnte in den Polstern zurück. Und als sie wieder ihren stillen Gedanken überlassen war, da redeten Mutterliebe und Mutter Sorge in ihrem Herzen abermals das Haupt empor, umflammerten mit kalter Sorgenhand die Vernunftserwägungen und erdrückten sie allmählich.

Und in die quälende Eintönigkeit des dahinvollenden Tages donnerten in hartem Rhythmus die Räder immer und immer einen unbarmherzigen schlagenden Rehrhythmus. Frau Marias Phantasie legte dem dumpfen Stöken schließlich Worte unter — und dann großten die monoton schlagenden Räder immer das eine grausame Wort „Ein Tyrann — ein Tyrann — ein Tyrann.“ Und die resolute Frau mit dem weichen Herzen konnte nicht hindern, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

Weil es aber Tränen waren, die die Mutterliebe weinte — und das sind heilige Tränen — spiegelte die Morgensonne ihren schönsten Regenbogenfarbenschein in die verflochtenen Bäume.

Wiß sie Frau Maria mit dem Spitzentüschlein hastig fortstufte.

Heinz Narkenberg stand mit seiner jungen Frau auf der Veranda seiner Wohnung.

Der Abend war heraufgedämmt und hatte sein blaueschwarzes Zelt über die Großstadt geworfen. Wie neugierige helle Kinder Augen blinzen die Sterne auf das Häusermeer herab, und der be-

häßige Vollmond lachte mit seinem breitesten Lachen über die weit, weit unten in den Straßen kribbelnden Menschenlein und ärgerte sich ein wenig über die vielen festen Vogenlampen, die, wie feurige Ängstein auf einer unsichtbaren Schnur aufgereiht, sich als glühendes Netz auf die Straßenzüge legten und die Nacht zum Tage zu machen sich bemühten.

Die beiden jungen Menschenkinder hielten sich umschlungen. Frau Mias blonder Vodenkopf war an die Schulter ihres Vaters gesunken, und der drückte einen verflochtenen Kuß auf ihre duftige Haarpracht.

„Mia, mir ist so feierlich zumute, wie beim Hochamt im Dome, wenn so ein schöner Abend über der Welt ruht.“

Stumm hörte die junge Frau zu, wie des Geliebten Stimme in trauter Dämmerstunde warm und weich in halblautem Flüstern sich in ihr Ohr haßte. O sie hörte so gern zu; er liebte Mondscheingauber und Sternstimmern; sprach mit ihr dann von den Geheimnissen des Lebens und den Wundern der Welt, von dem Meister und Schöpfer all dieser geheimnisvollen Größe — und strömte seine heiße, leidenschaftliche Seele aus.

Frau Mia hatte sich in einem niedrigen Korbsessel niedergelassen, und Heinz war auf das weiche Kissen gefahren zu ihren Füßen gesunken. Sein Haupt ruhte in ihrem Schoß, seine Augen suchten den Sternenhimmel, während Mias Hand durch sein dichtes dunkelblondes Haar fuhr, um schließlich auf seiner hohen Stirn zu ruhen.

„Sing mir ein Lied, Liebste“, bat er. Und sie sang — sang ihm das Lied, das seine Mutter schon gesungen, das Kinderlied:

Schlaf nur selig und süß,
Schau im Traum's Paradies.

Also sang es aus. Leise und zärtlich hatte sie gesungen, und aus beider Augen hatte dazu das Glück gelacht, selig verträumt! —

Da hatten sie nicht gehört, daß die Türklöcher geklungen, vernahmen nicht den Wortwechsel und nicht Minnas verlegenes Grinsen und stotterndes Geklären und Nichtgesehen:

Und als Professor Müllner und seine Frau die Portiere zur Veranda beiseite schoben, da mußten die beiden Alten plötzlich still stehen. Mit feuchten Augen hingen sie an dem lieblichen Bilde und lauchten dem schlachten Sana ihrer Tochter.

Da würgte den alten Mann etwas im Halse — ein wehmütiges Erinnern an so viel Seligkeit. Und um seiner Nahrung Herr zu werden, wandte er sich mit vielstündigem Blick an seine Frau und sprach laut und ruhig beherzigt:

„So sieht ein Tyrann aus!“

Im Siegeskranze

Ergählung von Wilhelm Raabe.

Nachdruck verboten.

Es war mit den meisten Dingen anders bestellt als heute, und mit sehr vielen gewiß nicht besser; aber wenn ich davon anfangen wollte, so möchte ich schwerlich an diesem Abend noch ein Ende finden. Ich will also nur, von den armen Arren reden, wie die vor fünfzig Jahren behandelt wurden — das ist ein Greuel gewesen! Mit dem Lichte der Vernunft schienen die in jenen Zeiten jeden Anspruch an das Licht des Tages, an die freie Luft, an die gewohnte Kost und Kleidung verloren zu haben und die Menschheit, die ihren Verstand durch die Güte Gottes noch behalten hatte, stand ihnen ganz und gar ratlos gegenüber. Die Häuser, welche der Staat oder das Land, oder die Regierung zu ihrer Aufnahme unterhielten, waren gewöhnlich mit den Zuchthäusern verbunden und sind solche Schreckensorte gewesen, daß es gar nicht auszusagen ist. Mit einer und derselben Peinlichkeit hat man die Verbrecher und die Kranken geschlagen und deshalb bestritten die Leute, welche mit einem solchen unglücklichen Wesen von der letzten Art in ihrer eigenen Familie befaßt waren, solches, wenn sie es irgend vermochten, bei sich im Hause und sperrten es selber ab. Es war ja eine Schande, ein Kind, einen Bruder, eine Schwester im Irrenhause zu haben und jeder band im Notfall lieber selber dem Verwandten die Hände zusammen und legte ihn an seine Seite. Auch die stillsten Kranken wurden abgeschlossen gehalten wie die bösesten Tiere: man fürchtete sich eben viel mehr vor ihnen als heututage.

Unsere Ludovika war nun im Anfang so still, so friedlich und sanft in ihrer Verbunkelung wie ein Engel, oder besser wie ein gutes Kind, das dann und wann wohl auch seinen Eigenwillen hat und sein Stündlein weint und schreit und trampelt, aber im ganzen doch nur Sanftheit, Lachen und Lust ist. Ja, ja, soviel hatte die hohe, stolze Jungfrau für das Vaterland gegeben, daß ihr nichts von ihrem schönen, jungen Leben übriggeblieben war; und sie, deren Gedanken mit denen der Höchsten und Edelsten zogen, sie mußte zu mir im kindlichen Spiel niedersauern.

Daß die Kranke ihre Neigung für mich beibehielt, das haben die andern als ein Glück in allem Elend angesehen und sind darüber sehr froh gewesen. So haben sie mir die Schwester und mich ihr überliefert und ach, ich glaube nicht, daß sie recht hatten; denn ob ich gleich die arme Ludovika so lieb, so lieb hatte, so hätte ich doch ein fürchterliches Grausen ein. Ich war ein so junges Kind und die Scheu der älteren Leute wurde bei mir durch meine Unmündigkeit vermehrt, welche das Schreckliche noch mit dem Geheimnisvollen umhüllte und auch mir hätte man beinahe meine Seele gebrochen.

Sie sperrten uns zusammen für den Anfang in dem Stübchen, von welchem aus der Vater zuerst meine junge französische Mutter in ihrer Schönheit unter ihren Blumen lustwandelte sah, und an seinen Raum auf der zweiten Etage gedachte ich mit solcher Angst, wie an dieses enge Gemach. Ach, sie hatte mich so weich und warm in ihrer

Liebe gehalten, die gute Schwester! Aus meiner toten Mutter Armen war ich in die ihrigen gefallen und sie hatte mich aufgezogen, wie man wohl einen jungen Vogel, der aus dem Neste fiel, aufzieht. Wir hatten so gut zusammengehalten zu jeder Zeit und ich wußte es nicht anders, als daß ich zu ihr empot sehen mußte in allen Dingen und daß ich in allen Dingen ihr folgen und gehorchen mußte. Ich hatte auch stets zu ihr aufgesehen wie zu dem schönsten Wunder und nun trock sie auf dem Boden und tändelte mit der Puppe, welche sie schon weggeworfen hatte und schwante, wie ich vor zwei oder drei Jahren geschwacht hatte! Da war's kein Wunder, wenn alles auch in meinem Kopf ins Schwindeln und Schwanken kam.

Und unterdessen ging es draußen immer wilder her. Der großmächtige Schlachtenherbst von Anno Dreizehn war herangekommen, der Tod zog mit seiner Sichel durch das deutsche Land und mähte nach rechts und nach links in immer weiteren, weiteren Kreisen! Es ist gewesen, als ob fortwährend eine große Glode Sturm läute über der Welt; es war ein Sanfen und Brausen um alle Menschen, ein Tröhnen in jedem Hirt; wie ein gewaltig Wehen hat es jedem den Atem genommen. Die große unsichtbare Glode läutete nun die rechte Stunde ein, auf welcher der Schwester Plehner nicht hatte warten können; aber die arme Braut sah jetzt auf der Erde und hatte den Schoß voll Kinderpielzeug und begriff den Sturm, den sie so sehr ersehnt hatte, nicht mehr. Und der Sturm fuhr heran und auch über unsere Stadt.

Die Marwischen Kosaken, welchen der Leutnant Kupfermann um eine Stunde zu früh entgegengetreten war, sind nun im vollen Rosseslauf gekommen und haben des Feindes gepanzerten Reiter vor sich hergetrieben, daß wir sie nimmer wieder sahen. Aber des Heren von der Marwisch Kosaken sind auch eigentlich gar keine Kosaken gewesen, sondern es waren viel wildere und tollere Leute, es waren unsere eigenen guten oder vielmehr sehr bösen Landbesessenen, die meisterlosen Draufköpfe, welche in den Feind brachen, wie sie vordem in des Nachbarn Obstdaumen oder Vorratssammer gebrochen waren und auf die Franzosen schlugen, wie sie früher in den Wäldern aufeinander geschlagen hatten. Das waren die jungen Wildlinge, welche dem ersten besten Bauer den Gaul aus dem Stall gerissen, die erste beste Bohnenstange zu einer Pike umgewandelt hatten und im Notfall ihrem eigenen Vater das Haus über dem Kopfe angezündet hätten, wenn sie dadurch eine weisse Streifschär ausräuchern konnten. Mit Gejauch und Hurra kamen sie im Sturm an und führten durch die Tore, gleich ihren Namensgenossen weit vorgebeugt über die Weiden hängend. Es sind grimmige Rächer gewesen und sie hatten ihren eigenen Weg; denn es war niemand da, ihnen einen Fägel anzulegen und eben weil sie aus ganz Deutschland zusammen geweiht und geblasen waren, ist's gewesen, als ob jeder einen Ort gesendet habe, den anderen die rechten Türen zu weisen. Da wußten sie denn auch angulocken, nach ihrer Art und die war gar nicht fein und, liebes Kind, ich hab' so einen gesehen und denke heute noch mit Schauer daran; das hängt aber wieder mit dem Bruder Wilhelms, mit dem Kommiss Kupfermann zusammen.

Diesen hatten sie doch endlich freilassen müssen in Kassel; denn trotzdem der Kommissarius Schulz alles, was er wußte und vermochte, dran setzte, um ihn zu verderben, konnten sie ihn nicht erschießen wie den Bruder und so haben sie ihn zu aller Leute Verwunderung heimgehen lassen. Zu langen Prozessen hatten sie eben auch in Kassel keine Zeit mehr.

Dieser Kommiss Kupfermann ist denn also wirklich zurückgekommen, noch ein wenig magerer und finstlicher als sonst, übrigens aber ganz der Vorige und er ist wieder in sein Geschäft eingetreten und hat wieder, wie früher an seinem Kappstücken gelebt und mit seinen blassen Augen in die Welt hinausgestarrt. Umgang hat er aber gar nicht mehr gehabt und gesucht und die Stadt hat sich fast vor ihm geschränkt.

(Fortsetzung folgt.)